

Über die Schwalbe



Stephen Moss

DUMONT

Über die Schwalbe



Stephen Moss

DUMONT

›Über die Schwalbe‹ bringt dem Leser einen erstaunlichen Vogel und begnadeten Flieger nahe, der die Menschen seit jeher inspiriert. Stephen Moss erzählt von der unglaublichen Reise der Schwalbe von Afrika nach Europa und wieder zurück, von Brut und ihrem Verhalten, aber auch von der Rolle, die sie in unserer Kultur, in der Literatur wie in der Popkultur einnimmt. Dieses Buch lüftet die verborgenen Geheimnisse eines ikonischen Vogels, der direkt vor unserer Haustür lebt.

STEPHEN MOSS ist ein englischer Naturforscher, Autor und Rundfunksprecher. Während seiner Karriere bei der BBC Natural History schrieb er u. a. für *Birds Britannia* und *The Nature of Britain*. Er ist leitender Dozent für Kreatives Schreiben an der Bath Spa University. Gemeinsam mit seiner Familie lebt er in Somerset.

Marion Herbert arbeitet seit 2010 als freie Literaturübersetzerin und Lektorin. Sie übersetzt aus dem Englischen und Französischen. Für DuMont übersetzte sie zuletzt ›*Lost in Translation*‹ und ›*Auch Affen fallen mal von Bäumen*‹.

Annika Klapper studierte Literaturübersetzen in Düsseldorf und übersetzt Romane, Sachbücher und Graphic Novels aus dem Französischen, Spanischen und Englischen. Nach mehreren Jahren in Wien lebt sie heute in Rotterdam.



[1]

Stephen Moss

Über die Schwalbe

Aus dem Englischen von
Marion Herbert und Annika Klapper

DUMONT

Die englische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel ›The Swallow‹ bei Square Peg, an Imprint of Vintage. Vintage is part of the Penguin Random House Group of Companies, London.
© Copyright Stephen Moss, 2020

eBook 2021

© 2021 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Marion Herbert, Annika Klapper

Lektorat: Boris Heczko

Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: © Nastasic/Getty Images

Satz: Fagott, Ffm

eBook-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck

ISBN eBook 978-3-8321-7092-9

www.dumont-buchverlag.de

*Für Shelley, Luke, Kaya und Skie – unsere familieneigenen Zugvögel auf
der südlichen Halbkugel*



[2]

In meinem Büchlein geht es um die Lebensgeschichte des zweifellos bekanntesten und gewiss auch beliebtesten Vogels der Welt: der Schwalbe.

Collingwood Ingram,
The Migration of the Swallow (1974)

ANMERKUNG DES AUTORS

Die »Schwalbe« in diesem Buch ist die *Hirundo rustica*, offiziell »Rauchschwalbe« genannt. Diese Klarstellung dient dazu, sie von den gut achtzig anderen Arten ihrer Familie abzugrenzen. Der Einfachheit halber schreibe ich meist »die Schwalbe«, sofern das nicht zu Missverständnissen führt.



[3]

PROLOG

Schon fast ein Jahr hab ich sie nicht mehr gesehen,
Letzten Sommer war alles Grüne noch grüner,
Die Dornen rarer, der blaue Himmel blauer.

Gewiss ist es Sommer, denn da ist eine Schwalbe ...

Christina Rossetti, »A Bird Song« (1862)

PROLOG

Die Rückkehr

Es ist Anfang April, und das Dorf wartet.

Der Zeitungsjunge, der gähmend versucht, wach zu bleiben; der Bauer, der seine Schafe von einer Weide zur anderen treibt; die Frau, die mit ihrem Hund den Feldweg entlanggeht – alle warten, auch wenn sie vielleicht noch nicht wissen, worauf. Auch ich warte in diesem kleinen Dorf in Somerset, in dem ein paar Sperlinge pfeifend den kalten, grauen Morgen begrüßen.

Wir alle erwarten Besuch. Einen, der wie kein zweiter das Ende des Winters und den Beginn des Frühlings ankündigt. Keinen menschlichen Reisenden, sondern einen Vogel: die erste Schwalbe.

Damit sind wir nicht allein. Auf der gesamten nördlichen Halbkugel, von Alaska bis New York, von Irland bis Japan, suchen die Menschen den Himmel nach ihrem alljährlichen Gast ab.

Unsere Schwalbe ist zusammen mit zig Millionen anderen bereits auf dem Rückweg. Zurück von ihrem afrikanischen Winterquartier, nach einer der längsten Reisen, die ein Lebewesen auf der Erde überhaupt zurücklegen kann. Zurück nach Hause.

Bis sie ankommt, wird sie gut 10 000 Kilometer über Land und Wasser geflogen sein, um den Ort zu erreichen, wo sie vor nicht allzu langer Zeit aus einem Ei geschlüpft ist. Wie ihr das gelingt, ist eines der größten Naturwunder der Welt; es wirkt fast unvorstellbar.

Die Reise unserer Schwalbe beginnt zwei Monate zuvor, während sie über der trockenen südafrikanischen Savanne auf der Suche nach Insekten durch die schwüle Luft schießt. Dort ist Hochsommer, und für diese Schwalbe

und Millionen ihrer Artgenossen scheint es der ideale Lebensraum zu sein: mit ewigem Sonnenschein, reichlich Insektenfutter und Wasser zum Trinken und Baden.

Dennoch wird unsere Schwalbe langsam unruhig. Ihre Instinkte sagen ihr, dass sie dieses Paradies verlassen und eine Reise antreten muss, bei der ihr Können, ihre Kraft und ihre Ausdauer auf die Probe gestellt werden; eine Reise, bei der sie vielleicht niemals ankommt. Gut möglich, dass sie stirbt, bevor sie ihr Ziel erreicht.

Aber warum überhaupt aufbrechen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir bis in die Zeit zurückgehen, als die fernen Vorfahren unserer Schwalbe Afrika zum allerersten Mal verließen und gen Norden flogen. Was sie dazu veranlasst hat, wissen wir nicht. Vielleicht war es dort am Himmel einfach zu voll, und sie suchten nach neuen Nahrungs- und Nistplätzen. Vielleicht entstand durch eine genetische Mutation ein instinktives Fernweh, ein Drang, neue Horizonte zu erforschen.

Wir wissen jedoch, dass die Schwalben, nachdem sie sich das Reisen einmal angewöhnt hatten, nie wieder damit aufhören, nie wieder an einem Ort bleiben konnten. In Zehntausenden von Jahren drangen sie mit jeder Generation weiter nach Norden vor, bis die Nachfahren jener frühen Pioniere irgendwann das Festland erreichten, das wir heute Europa nennen.

Als die Eiszeit schließlich zu Ende ging, fanden sie hier einen weiteren idealen Lebensraum: mehr Tageslichtstunden als in Afrika, eine saisonale Fülle an Fluginsekten, um sich zu ernähren, und genügend sichere Nistplätze. Sie konnten Jungtiere aufziehen – normalerweise zwei Bruten –, ohne mit den vielen anderen Schwalbenarten in ihrer ursprünglichen Heimat konkurrieren zu müssen.

Doch sobald der Sommer vorbei war und der Herbstwind aufkam, nahm die Fülle an Insekten drastisch ab. Angesichts des drohenden Hungertodes traten die Vögel also die lange Heimreise über den Äquator ins südliche Afrika an, um dort die andere Hälfte des Jahres zu verbringen.

Auch wenn wir diese Vögel gern als »unsere« Schwalben betrachten, verhält es sich in Wahrheit also ganz anders. Es sind afrikanische Vögel. Sie statten uns jeden Frühling und Sommer einige Monate lang einen kurzen,

aber willkommenen Besuch ab. Im Gegenzug bieten wir ihnen Kost und Logis und vermissen sie, wenn sie fort sind.

Ende Februar kann unsere Schwalbe den Drang loszufliegen nicht mehr unterdrücken. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch wird sie den ersten Teil ihrer langen Reise antreten. Aber jetzt hat sie ein dringenderes Verlangen: Sie braucht einen sicheren Schlafplatz.

In diesen Breiten geht die Sonne rasch unter, und die Grasebenen sind bald in ihre letzten, rasch verglimmenden Strahlen getaucht. An Kiplings »großem graugrünen glibberigen« Limpopo steht kein Elefantenkind, sondern ein riesiger Feigenbaum, dessen silberne Äste sich von dem tiefroten Himmel abheben. In seinem Schatten erstreckt sich ein goldfarben glühendes Maisfeld, in dem sich eine Schar Schwalben zur Nachtruhe niedergelassen hat. Unsere ist auch dabei. Nacheinander fallen die Vögel wie dicke Regentropfen vom dunkelnden Himmel in das hohe Getreide und suchen Sicherheit in der gewaltigen Menge ihre Artgenossen. Aus einem Meer sanft wogenden Grases stimmen Nachtschwalben und Grillen ein heiseres Abendlied an; ein Präludium der nächtlichen Aktivität. Aber für unsere Schwalbe bringt die Dunkelheit keine ungestörte Erholung.

Schwalben kennen keinen ununterbrochenen Schlaf. Ihr Puls verlangsamt sich, und sie dösen nur kurz, stets auf der Hut vor einer möglichen Gefahr. In dieser Nacht ertönt das Heulen der Hyänen, mit dem diese sich über die trockenen Ebenen hinweg verständigen. Sie haben Löwengebrüll gehört und wissen, dass es irgendwo dort draußen in der Dunkelheit womöglich eine günstige Mahlzeit gibt.

Als das kalte, blaue Licht einen neuen afrikanischen Morgen ankündigt, begrüßt ein Paar Schreiseeadler hoch über dem Wasser den Tag. Diese Vögel sind die Könige und Königinnen des Landes, prachtvolle Tiere, denen ihr schneeweißes Kopfgefieder eine majestätische Autorität verleiht. Mit ihren durchdringenden dunklen Augen spähen sie hinunter auf den Fluss. Einige Luftblasen zeigen sich auf der Wasseroberfläche.

Sie stammen von einer Nilpferdfamilie, die unter der Flussoberfläche kaum sichtbar ist. Vielleicht antworten die Nilpferde auf die Rufe der

Seeadler. Oder vielleicht erzählen sie einander Witze, wie die Einheimischen behaupten? Und wenn sie sich das Lachen nicht mehr verkneifen können, bricht es sich in einem Strom von Luftblasen an der Oberfläche Bahn.

Die Schwalbe breitet ihre Flügel aus, schüttelt sich kurz und hebt ab. Ihre langen Flügel durchschneiden die kühle Luft. Es ist Zeit zum Aufbruch.

Bis sich die Erde erwärmt hat, ist sie schon viele Kilometer nach Norden geflogen. Unterwegs hat sie nur ein paar winzige Häppchen aus der Luft gepickt, um ihren Hunger zu stillen. Jetzt braucht sie zur Stärkung etwas Gehaltvolleres. Frühstück.

Weit vor ihr, knapp zwei Kilometer entfernt, regen sich vertraute Bewegungen: Geier, die aus einem scheinbar leeren Himmel aufgetaucht sind und nun mit ihren breiten Flügeln langsam hinunter zur Erde gleiten. Als die Schwalbe näher kommt, erblickt sie zwei Löwenmännchen auf dem blutigen Kadaver eines Zebras, umgeben von gut einem Dutzend Hyänen, die wie gelangweilte Teenager herumstehen, aber ungeduldig warten, bis sie an der Reihe sind. Auch die Geier halten Abstand, aber sobald sich die Löwen und Hyänen sattgefressen haben, stürzen sie sich gierig auf die Reste und erfüllen ihre wichtige Rolle als Putzkolonie der afrikanischen Savanne.

Die Schwalbe ist kein Aasfresser wie die Geier: Sie jagt und tötet selbst. Zwar kann sie die Fliegen, die den Zebrakadaver summend umschwärmen, noch nicht hören, doch ihr scharfer Blick hat die winzigen, verräterischen Bewegungen, die ihre Gegenwart anzeigen, bereits erfasst.

Ein Flügelschlag, und die Schwalbe wechselt den Gang und fliegt tiefer als gewöhnlich, sodass die Erde unter ihr vorbeizieht wie ein beschleunigter Film. Impalas, eine Elefantenherde, eine Giraffe rauschen vorbei. Die einsame menschliche Gestalt, die am Flussufer entlanggeht, hat sie bald hinter sich gelassen.

Mit angezogenen Flügeln stößt die Schwalbe hinab und schießt dann auf ihre Beute zu. Einen Sekundenbruchteil vor dem Zusammenprall sperrt sie den Schnabel auf und schlägt zu. Schnabel und Fliege treffen aufeinander, der Schnabel klappt zu, in der Welt der Fliege wird es schwarz. Noch ein

paar Milligramm Nahrung, noch ein Energieschub, noch ein paar hundert Meter Treibstoff für die lange Reise nach Norden.

Eine Reise, für die sie viele Wochen brauchen wird. Heute ist sie nur eine Schwalbe in einer lockeren Schar und folgt dem Fluss, der entlang der Grenze von Südafrika zu Botswana und Simbabwe und dann durch Mosambik in den Indischen Ozean fließt.

In etwa einer Woche wird sie sich nach Norden zur Wiege der Menschheit wenden, dem Großen Afrikanischen Grabenbruch, wo Massai singen und tanzen und Archäologen Spuren unserer frühesten Vorfahren fanden. Bald dreht sie ab sie nach Nordwesten, überquert die Sahara, die größte Wüste der Welt, und findet Zuflucht in einer nordafrikanischen Stadt, wo der Muezzin die Gläubigen zum Gebet ruft.

Nachdem sie zum letzten Mal einen Sonnenuntergang in Afrika erlebt hat, wird sie die Sonne über der Mittelmeerinsel Mallorca aufgehen sehen und einen oder zwei Tage später einen Nachtigallenchor in einem provenzalischen Weingut hören. Schließlich wird sie den Ärmelkanal überqueren, vom Cap Gris-Nez zu den Kreidefelsen von Dover, und endlich fast zu Hause sein.

Aber all das liegt weit in der Zukunft. Unsere Schwalbe kann es sich nicht leisten vorauszublicken. Sie muss sich auf die Gegenwart konzentrieren, denn die Gegenwart steckt voller Gefahren.

Hoch oben, am tiefblauen afrikanischen Himmel, kreist ein Falke. Es ist ein Baumfalke, der in einem alten Krähenest in einem englischen Wald geschlüpft ist. Womöglich liegt dieser Ort nur wenige Kilometer von dem Dorf entfernt, in das die Schwalbe fliegt. Genau wie die Schwalbe die Fliegen entdeckt hat, hat der Baumfalke die Schwalben erspäht. Die Flügel angelegt, den Blick aufs Ziel gerichtet, schießt er hinab zu den winzigen schwarzblauen Pünktchen unter ihm. Die Luft pfeift an seinen Flügeln vorbei: ein neuer, unbekannter Ton neben dem gewohnten spätnachmittäglichen Summen der Insekten.

Zunächst bemerkt die Schwalbe nichts. Dann schlägt etwas in ihrem Unterbewusstsein Alarm. Sie und ihre Gefährten fliegen schneller; alle

schauen nach rechts, links, oben, unten ...

Oben – von dort kommt die Gefahr. Ein Warnschrei ertönt, doch für eine der Schwalben ist es schon zu spät. Innerhalb von Sekunden ist alles vorbei. Der Baumfalke fährt die Krallen aus, bremst kurz und schnappt sich ein kleines Federbündel. Eine Reise, die gerade erst begonnen hatte, ist nun bereits zu Ende.

Unsere Schwalbe hatte Glück. Sie war nicht das Ziel des Baumfalken – nicht dieses Mal –, doch sie hat den Luftzug gespürt und den dumpfen Schlag beim Aufeinanderprallen gehört. Eine nützliche Lektion: Bleib wach, bleib aufmerksam, bleib konzentriert.

Dort verlassen wir sie, hoch über dem gewaltigen Limpopo, der in der Abendsonne glänzt. Auf dem Weg nach Norden, zu einem noch sehr fernen Dorf in Somerset. Die Reise hat begonnen.